

## Altarkerzen oder Wort Gottes?

Eine theologische Ratlosigkeit bei der Integration von  
Flüchtlingen und Vertriebenen in der Nachkriegszeit  
(Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte,  
Kleine Reihe, Heft 1) Bonn 2013, 81 S., 14,50 €

Hinter dieser Arbeit von Stephan Bitter steht die Überzeugung, dass die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in den Landeskirchen der Nachkriegszeit nicht gut gelaufen ist. Das Konzept, das die Landeskirchen damals umsetzten, zielte auf rasche Eingliederung, besser: Einordnung in die bestehenden Strukturen. Von den Vertriebenen wurde erwartet, dass sie sich möglichst geräuschlos, zu den von den aufnehmenden Kirchen festgelegten Bedingungen, einfügten und einordneten. Von daher verwundert es nicht, dass die Eingliederung unter den Vertriebenen häufig nicht als freundlich-brüderliche Einladung der Landeskirchen, sondern als Aufforderung zu Unterwerfung und Selbstaufgabe empfunden wurde.

Herbert Girsingsohn (1887–1963), Pastor, später Professor für Praktische Theologie in Bethel, Sprecher der Balten, hat diese Problematik bereits in den 1950er Jahren aufgegriffen und in Vorträgen und Schriften wiederholt Stellung dazu bezogen. Seine Befürchtung war, dass es bei Beibehaltung der landeskirchlichen Eingliederungspraxis dazu kommt, dass sich zwischen den Vertriebenen und den Landeskirchen weit reichende und tief sitzende Entfremdungen aufbauen, dass sich Vertriebene enttäuscht von der Kirche abwenden, was tendenziell zum Abbruch der Beziehungen zur Kirche überhaupt führen könnte. Für Girsingsohn war die Flüchtlingsfrage die Schicksalsfrage des deutschen Nachkriegsprotestantismus.

Vor diesem Hintergrund lässt die 2013 erschienene Schrift „Altarkerzen oder Gottes Wort?“ von Stephan Bitter aufforchen. Bitter, emeritierter Superintendent des Kirchenkreises Bad Godesberg, schreibt 60 Jahr später, in einer Zeit, in der das Problem der Integration der Ostvertriebenen Geschichte ist und kaum noch beachtet wird. Für die Landeskirchen ist seit der organisatorisch-institutionellen Eingliederung der Vertriebenen, spätestens aber seit den Synoden von 1965 und 1966 zur Ostdenkschrift, das Thema erledigt. Das zeigte sich sehr deutlich bei der Diskussion um den Opferstatus der Vertriebenen in den 1990er Jahren. Hier hatten die Vertriebenen in ihrer Kirche keine Fürsprecherin. Die Gesellschaft zog sich zurück, die Kirche schwieg und schweigt noch heute. Sie stellte sich nicht vor diese ihre Gemeindeglieder. Auch bei der Frage nach den Spätfolgen von Flucht

und Vertreibung ist ein kirchlich-seelsorgerliches Interesse nicht zu erkennen. Und bei der Frage nach der Verantwortung für Erbe und Geschichte der Vertriebenen erklärte sich die Ev. Kirche für nicht zuständig. Die Signalwirkung der Schließung des Ostkircheninstituts der EKD in Münster zum 31.12.2008 ist unübersehbar. Die Frage stellt sich: Was will, was kann Stephan Bitter in dieser Situation mit seiner Schrift erreichen? Ich denke, es ist zweierlei:

I. Bitter will im Rückblick, unter besonderer Berücksichtigung von Girgensohn, noch einmal wissen, warum eigentlich die Integration der Vertriebenen damals so schwierig war. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass die Vertriebenen unverändert als christliche Brüder anzusehen und zu würdigen sind; als Brüder, die allerdings in anderen Traditionen lebten und durch ihre Geschichte andere Prägungen erfahren haben, diese aber intensiv lebten. Als sie nun auf die Heimatverbliebenen Rheinländer stießen, begannen diese, sich vor der Kraft und vor der Überfremdung durch die Brüder zu fürchten. Diese Gefühlslage der Einheimischen verschärfte sich, wenn dann auch noch die Bekenntnisfrage ins Spiel kam. Das war zum Beispiel und deutlich ausgeprägt in Rheydt der Fall. Die Lutheraner aus dem Osten stießen hier (als einziges Angebot) auf die reformierte Gemeinde im Westen und sahen sich aufgefordert, sich dort einzugliedern. Das führte zu starken Spannungen, die mit Unterstützung der Rheinischen Kirchenleitung schließlich dahingehend gelöst werden konnten, dass eine eigene lutherische Gemeinde neben der reformierten gegründet wurde. Das bedeutete zwar eine Trennung, aber doch auch wieder nicht, weil beide unter dem Dach der Altpreußischen Union in der Rheinischen Landeskirche zusammen bleiben konnten.

II. Den Rückblick auf diese Vorgänge in Rheydt nutzt Bitter zu einem eindrücklichen Plädoyer für eine gemeinsame Erinnerungskultur. Das heißt, er setzt sich dafür ein, dass die Erinnerungen auch der Dazugekommenen angenommen, aufgenommen, übernommen, gepflegt werden und ihren Platz in der Rheinischen Kirchengeschichte erhalten. Damit hat Bitter einen zukunftsweisenden Schritt getan, indem er aufzeigt, dass im Bekenntnis zur „komplexen Identität“ und zur komplexen Herkunft, durch die Pflege der Erinnerungen der Beitrag aller Beteiligten zu Weg und Wesen dieser Kirche aufgehoben sein kann in einer „versöhnten Pluralität“ (S.70). Es ist zu hoffen, dass dieser Gedanke über das Rheinland hinaus auch in anderen Landeskirchen Widerhall findet.

Die Frage, die im Interesse der evangelischen Schlesier an Bittner zu richten wäre, ist, wie weit und wo kommen in den Erinnerungen der Jahre nach 1945 im Rheinland auch Vertriebene aus Schlesien vor? Hier sind wir in der glücklichen Lage, dass Dr. Dietrich Meyer, langjähriger Direktor der Zentralbibliothek der Kirchenleitung in Düsseldorf, in dem Sammelband „Spuren und Wirkungen der

schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland“ (Würzburg 2000) einen sehr lesenswerten Beitrag über die Schlesier im Rheinland geschrieben hat (S.133–143). In seiner Zusammenfassung hat er festgehalten, „Wenn ich recht sehe, gibt es im Rheinland wenige äußerlich feststellbare und dingfeste Zeugnisse schlesischen Erbes, dafür aber eine Fülle geistiger Spuren und individueller Ausstrahlungen schlesischer Menschen [...]“ (S. 143). Uns bleibt der Wunsch, dass diese schlesischen Rheinländer in der kirchlichen Erinnerungskultur gut plaziert und nicht vergessen werden!

Christian-Erdmann Schott